

VON CHRISTA WÜTHRICH

Iris Köppel dachte oft, sie sei nicht das Kind ihrer Eltern und auch nicht mit ihren Brüdern verwandt. Fremd fühlte sie sich. Das Gefühl wurde zum ständigen Begleiter - in der Schule, in der Ausbildung zur Primarlehrerin, im Beruf und im Privatleben. Es folgten Depressionen, Suizidversuche, Therapien und unzählige Diagnosen. Das konstante «Nicht-Zurechtfinden-im-Leben» blieb. 2008 besuchte Köppel eine Weiterbildung zum Thema Autismus - und merkte: Das bin doch ich! Iris Köppel war zu diesem Zeitpunkt 39 Jahre alt. Einige Monate später wurde sie mit dem Asperger-Syndrom diagnostiziert.

So wie Iris Köppel geht es vielen Erwachsenen. «Wir stellen eine Zunahme an Anfragen von Erwachsenen fest, die ihr Leben lang unter vielfältigen Problemen litten, aber erst heute ihre Probleme mit einer Autismus-Spektrum-Störung in Verbindung bringen», umschreiben Fachstellen wie die Autismus-Hilfe Ostschweiz ihre Erfahrungen. Durch die Präsenz des Themas Autismus in den Medien werden diese Menschen auf das Thema aufmerksam und erkennen sich und ihre Probleme im Krankheitsbild. Doch wie kann es geschehen, dass Menschen mit Autismus ihr halbes Leben «undiagnostiziert» bleiben?

Unter dem Begriff «autistische Psychopathie» umschrieb Hans Asperger zwar schon 1944 die Symptomatik des späteren Asperger-Syndroms. Doch erst Jahrzehnte später wurde die Arbeit von Asperger wieder aufgegriffen, weitergeführt und schlussendlich Anfang der 90er in zwei internationale Diagnosesysteme aufgenommen. Davor gab es für die Betroffenen keine medizinische Erklärung fürs «Anders-Sein».

Rund ein Prozent aller Schweizer

Heute sprechen Experten, um alle verschiedenen Autismus-Ausprägungen abzudecken, von Autismus-Spektrum-Störungen (ASS): Das Spektrum umfasst schwerwiegende Störungen, teilweise gepaart mit Intelligenzmindern (frühkindlicher Autismus) bis hin zu weniger schwerwiegenden Beeinträchtigungen bei durchschnittlicher oder überdurchschnittlicher Intelligenz - zum Beispiel Asperger-Syndrom oder High-Functioning-Autismus. Schätzungen zufolge leidet ein Prozent der Schweizer Bevölkerung an einer autistischen Störung. In Zürich mit rund 410 000 Einwohnern wären dies über 4000 Betroffene; in Berlin mit einer Population von 3,5 Millionen an die 35 000! Doch wo sind die Tausenden von Autisten?

Da ist der Verkäufer, der niemandem in die Augen schaut, oder die Lehrerin, die nicht fähig ist, ein Kind zu trösten. Die Überlegung, dass diese Schwächen eine autistische Störung sein könnten, machen Betroffene oft nicht. «Viele Menschen mit einer ASS haben sich mit ihrem «Anderssein» arrangiert - zum Teil auch ohne Diagnose», erklärt Florian Scherrer. Der St. Galler Sozialpädagoge unterstützt und begleitet Men-

Die Spätberufenen

Autismus Es gibt immer mehr Menschen mit autistischen Störungen. Viele Betroffene erhalten ihre Diagnose erst als Erwachsene - oder gar nie. Warum?



Autisten spüren häufig, dass sie anders sind als die meisten Mitmenschen.

HENRIK SORENSEN/GETTY IMAGES

EMPATHIE

Warum Autisten keine Empathie haben

Das Hirnareal für Empathie ist bei Autisten nur schwach aktiviert, deshalb haben sie Mühe mit dem Zeigen von Mitgefühl und dem Hineinversetzen in andere Menschen. Das berichtet ein Forscherteam unter Leitung der ETH Zürich. Hirnforscher um ETH-Professorin Nicole Wenderoth haben mit MRI-Bildern nachgewiesen, dass autistische Jugendliche eine schwache Nervenaktivität im vorderen Cingulum haben. In dieser Hirnregion hat auch das emotionale Erleben seinen Sitz. Die Forschenden konnten die ungewöhnlich schwache Nervenaktivität in diesem Hirnteil

dann nachweisen, wenn die autistischen Probanden beobachteten, wie eine Drittperson entweder positiv oder negativ überrascht wurde. Bei Kontrollpersonen ohne Autismus zeigte die Nervenaktivität in solchen Situationen einen deutlichen Ausschlag. «Menschen mögen keine Überraschungen», vermeldete Nicole Wenderoth, Professorin für Neuronale Bewegungskontrolle der ETH Zürich, gestern. «Deshalb bildet das Gehirn aufgrund von Umweltreizen laufend Modelle darüber, was in den Köpfen von anderen vorgeht.» Diese Fähigkeit sei im Umgang mit Mitmenschen enorm wichtig.

Menschen mit Autismus aber können in einem solchen Fall das Modell in ihrem Kopf nicht aktualisieren, weil der Aktivitätsausschlag im Cingulum zu schwach sei. Den Forschern ist klar geworden, dass das soziale Defizit bei Autismus-Betroffenen mit dieser abnormalen Aktivität im vorderen Cingulum zu tun haben muss. Die neuen Erkenntnisse könnten helfen, Verhaltenstherapien für Personen mit Autismus-Störungen zu verbessern. Erfolgversprechend könne sein, Betroffenen eine spezielle Belohnung anzubieten, um ihr Sozialverhalten zu trainieren. (ALF)

schen mit Autismus. «Menschen wie Iris Köppel wirken oft unauffällig. Sie brauchen jedoch sehr viel Energie, um sich im Alltag zurechtzufinden und anzupassen. Sie suchen jahrelang eine Erklärung für ihre «Schwierigkeiten» und stossen erst spät auf das Thema Autismus», sagt Scherrer.

Ein Profil für diese «spät-diagnostizierten Autisten» zu erstellen, wäre Unsinn. «Menschen mit Autismus gibt es in jeder Berufsgruppe, in jedem Alter, in jeder sozialen Schicht», konkretisiert Scherrer. Eine Gemeinsamkeit ist meist die Schwierigkeit, Emotionen zu zeigen und einzuordnen, spontan zu kommunizieren und ungewohnte Situationen zu meistern. Alles, was dynamisch oder emotional ist - der Smalltalk bei der Vernissage oder der Überraschungsbesuch der Kollegin -, kann oft nicht «eingordnet» werden und bereitet Schwierigkeiten.

Frauen kompensieren diese Schwächen oft besser als Männer. Zurückhaltend und beobachtend versuchen sie Verhaltensmuster zu kopieren, Defizite zu überspielen. Männer hingegen wirken in sozialen Situationen oft «ungeschickter». Die geschlechter-spezifischen Verhaltensmuster gelten als Grund, warum unter den «spät» diagnostizierten Autisten auffallend viele Frauen sind. Doch was nützt eine Autismus-Diagnose im erwachsenen Alter überhaupt?

Die Diagnose als Erlösung

«Für mich war es eine Erlösung, endlich zu wissen, warum ich aneckte und im Leben nicht zurechtkam», erinnert sich Iris Köppel. Da war keine Angst, als Autistin abgestempelt zu werden, sondern die Hoffnung, nun die passende Unterstützung zu bekommen. Auf dem Papier bedeutet dies: Je nach Schweregrad der Störung eine Unterstützung der IV durch eine Rente, ein Coaching, eine Umschulung, einen geschützten Arbeitsplatz.

Doch eine Autismus-Diagnose ist nicht nur für die Betroffenen wichtig, sondern auch für ihr Umfeld. «Die Leute wissen nun, warum ich mich anders verhalte als erwartet. Das macht Zusammenarbeit und Leben einfacher», bringt es Köppel auf den Punkt. Konfliktfrei wird das Leben auch mit einer Diagnose nicht. In der Öffentlichkeit ist das Bild verbreitet, dass Autismus mit einer Prise «Genialität» gekoppelt ist. Rain Man lässt grüssen. «Oh, du bist Autist - wo bist du genial?» Eine Frage, die zur Farce wird, wenn man schon daran scheitert, jemanden in den Arm zu nehmen.

Eine Diagnose zu erhalten, ist nicht einfach. Für eine «Erwachsenen-Abklärungen» kann mit mehreren Monaten Wartezeit gerechnet werden. Die Erwachsenenpsychiatrie muss sich dringend auf die veränderte Autismus-Realität einstellen. Denn die «Spätberufenen» werden nicht mehr verschwinden. Im Gegenteil. Oder wie ein Autismus-Experte provozierend bemerkt: «Ein Prozent der Bevölkerung ist betroffen. Wer gibt Ihnen die Sicherheit, nicht auch autistisch zu sein?»

Forschungsprojekt

«Google Translate» soll Texte besser verstehen lernen

Übersetzungsprogramme wie «Google Translate» verwenden Statistik, um die wahrscheinlichste Übersetzung von Wortgruppen in Sätzen zu liefern. Hinter menschlichen Übersetzerinnen liegen die Maschinen jedoch noch meilenweit zurück. Einer der Gründe: Die Algorithmen schauen nicht über die Grenzen eines Satzes hinaus. Dadurch haben sie etwa Mühe mit Pronomen, wie «sie» oder «diese», da das, worauf sie sich beziehen, in einem anderen Satz steht.

Forschende um Andrei Popescu-Belis vom Forschungsinstitut Idiap in Martigny VS wollen das im Rahmen eines vom Schweizerischen Nationalfonds SNF unterstützten Projekts ändern, indem sie den Algorithmus auch angrenzende Sätze analysieren lassen. Damit soll die Fehlerrate deutlich gesenkt werden. (SDA)

Basler Uniklinik soll Medikamente an Patienten getestet haben

Medikamententests Die Tests sollen oft ohne das Wissen der Patienten stattgefunden haben, so eine Studie der Universität Bern. Involviert war auch die Pharmaindustrie

VON ANDREAS SCHAFFNER

Die Psychiatrische Universitätsklinik Basel (PUK) soll jahrzehntelang mit nicht zugelassenen Medikamenten an Patienten experimentiert haben. Dies zum Teil gegen ihren Willen. Das soll aus einer Studie hervorgehen, die Urs Germann vom Institut für Medizingeschichte der Universität Bern verfasst hat. Dies berichtete gestern die Sendung «Schweiz aktuell» des SRF.

Konkret seien an der PUK zwischen 1953 und 1980 nicht zugelassene Medikamente an über 1000 Patienten getestet worden. Betroffen waren insbesondere Patienten, die an Schizophrenie, Depression oder einer Manie gelitten haben sollen. Insgesamt wurden knapp 60 Arzneimittel getestet,

schreibt «Schweiz aktuell» auf der Homepage weiter. Die Direktorin der PUK, Anne Lévy, wollte gestern Abend gegenüber dieser Zeitung nicht über die Studie informieren. Sie verwies auf eine Information, die heute erfolgen soll.

Im Fokus steht auch die Basler Pharmaindustrie. Einige Unternehmen sollen der PUK die Präparate zum Teil gratis zur Verfügung gestellt haben. Diese testete im Gegenzug die Medikamente und berichtete über deren Wirkung. Auch sollen die Ärzte den Unternehmen umfangreiche Testberichte über die Wirkungen der getesteten Medikamente geliefert haben.

Zu den Industriepartnern gehörten laut «Schweiz aktuell» die Basler Unternehmen J. R. Geigy AG, die Ciba AG (die

heutige Novartis) sowie Hoffmann-La Roche AG (die heutige Roche). Die Studie geht davon aus, dass zwischen der PUK und diesen Unternehmen «ein besonders intensiver Austausch» stattgefunden habe.

Als Grundlage für die Studie dienten 330 Krankenakten von Patienten. Hinzu kommt eine Auswahl wissenschaftlicher Publikationen von Ärzten, die an den Medikamententests beteiligt waren. Novartis soll es abgelehnt haben, die Archive für die Untersuchung zu öffnen.

Ähnliche Untersuchungen wie an der PUK laufen an der Psychiatrischen Klinik in Münsterlingen (TG). Laut Recherchen des «Beobachters» sollen dort an 1600 Menschen klinische Tests durchgeführt worden sein.

Astronomie

Teleskop-Netzwerk soll Schwarzes Loch abbilden

Illustrationen gibt es viele. Aber eine reale Abbildung eines schwarzen Loches existiert bislang nicht. Mit einem weltumspannenden Netzwerk von Teleskopen wollen Forscher von heute an erstmals ein Bild von einem Schwarzen Loch machen. Das «Event Horizon»-Teleskop-Netzwerk soll bis zum 14. April wiederholt auf zwei Schwarze Löcher gerichtet werden. Teilnehmende Teleskope stehen unter anderem am Südpol, in Chile, Spanien und den USA. Ein Versuch im vergangenen Jahr war gescheitert, in diesem Jahr sind aber neue leistungsstarke Teleskope mit am Start.

Ein Ziel ist das rund 26 000 Lichtjahre entfernte, etwa 4,5 Millionen Sonnenmassen schwere Schwarze Loch im Zentrum unserer Galaxie, der Milchstrasse. Bei gutem Wetter könnte ein Bild entstehen, das einen schwarzen Kreis mit einem hellen Ring zeigt. (SDA)